

Justus H. Ulbricht

„Du bist Deutschland“

Ideen zur historischen Qualifizierung von Teamern und Ausbildern in der internationalen Jugendarbeit.

„Je näher man ein Wort ansieht, umso ferner sieht es zurück:
DEUTSCHLAND.“

Alexander Kluge, frei nach Karl Kraus

Wer in fremde Länder reist oder zuhause Menschen aus anderen Kulturen und Nationen trifft, macht zuweilen eine mal belustigende, mal irritierende Erfahrung: Er wird pauschal mit seinem Herkunftsland assoziiert. Dialoge wie: „Oh, hallo, woher kommst Du?“ – „Aus Deutschland“ – „Aha!“ werfen trotz all ihrer Kürze die Frage auf, was die Antwort des Befragten („Aus Deutschland“) wirklich aussagt und was die Reaktion des Fragenden („Aha“) denn eigentlich bedeutet. Welche Bilder, Assoziationen, Stereotypen und vagen Kenntnisse werden aufgerufen durch die Nennung des Namens (m)eines Landes¹ – und was glaubt mein Gesprächspartner schon über (m)ein Land – oder gar (m)eine Person – zu wissen, bevor man überhaupt ins Gespräch gekommen ist?

In pädagogischen Projekten, die sich der internationalen Begegnung und dem interkulturellen Lernen verschrieben habe, in denen es also stärker noch als in spontanen persönlichen Kontakten um die Vermittlung und den Austausch von Wissen über „eigene“ und „fremde“ Kulturen geht, besteht die Chance, die Ebene vager Kenntnisse und stereotyper Meinungen über das jeweils „Andere“ zu überschreiten.

Deutsche machen dabei oftmals die Erfahrung, dass sie relativ schnell bestimmte Ereignisse der politischen Geschichte ihres Landes erklären müssen² oder mit der Frage konfrontiert werden, was denn das „typisch Deutsche“³ an ihnen oder ihrer Gesellschaft sei. Dabei sprechen manche Nicht-Deutsche in einer besonderen Mischung von Respekt, Distanz, Neugier und Abwehr über unser Land, dessen Bild merkwürdig changiert: Viele bewundern unsere (angebliche, tatsächliche?) Disziplin, unseren Fleiß, den wirtschaftlichen Erfolg, den sportlichen Ehrgeiz oder unsere gesellschaftliche Saturiertheit. Doch zugleich fällt der Schatten unserer Vergangenheit⁴ auf die bundesrepublikanische Gesellschaft, die sich selbst seit nunmehr über fünf Jahrzehnten intensiv und höchst kontrovers an der deutschen Geschichte – vor allem der im „Zeitalter der Extreme“, dem 20. Jahrhundert – abarbeitet.

Fragen an die deutsche Geschichte stellen sich also viele Mitbürger unseres Landes selbst, zumal in einer multikulturellen Gesellschaft wie der unseren, in der kulturelle Prägungen, historische Kenntnisse und individuelle Identitätswürfe plural, höchst heterogen und meist unvermittelt nebeneinander existieren.

Ausbilder und Teamer in der interkulturellen und internationalen Jugendbildung sind nun in besonderer Weise gefordert, Rede und Antwort zu stehen und möglichst nicht alle Fragen, die sich im pädagogischen Prozess auftun und mit deutscher Geschichte zu tun haben, unbeantwortet zu lassen. Allerdings spielen die Vermittlung historischen, im engeren Sinne zeitgeschichtlichen Wissens, aber auch die Sensibilisierung für die Funktionsweise des individuellen oder kollektiven Geschichtsbewusstseins sowie der Geschichts- und Erinnerungskultur in der Teamer-Ausbildung bisher so gut wie keine Rolle. Dergestalt ins kalte Wasser der Gespräche über Geschichte und Gesellschaft geworfen, wäre es wenig hilfreich, wenn Ausbilder und Teamer ihr eigenes Unwissen über historische Prozesse der deutschen Geschichte und Kultur schlicht reproduzierten oder die Neugier ihrer „Schüler“ auf diese Dinge nur unzureichend befriedigen könnten.

Die folgenden Überlegungen⁵ möchten Eckpunkte und Kernthemen eines möglichen Curriculum skizzieren, das zum Bestandteil künftiger Teamer-Ausbildung bzw. der Qualifizierung anderer Multiplikatoren dienen könnte. Dabei gilt es, realistisch zu bleiben und ein neu entwickeltes Ausbildungsmodul „Fit für (Zeit-) Geschichte“ [Arbeitstitel] weder methodisch noch thematisch zu überfrachten.⁶ Die Vermittlung historischen Wissens und historischer Sensibilität wird im Vergleich zu anderen Themen und Unterrichtseinheiten der Ausbildung immer nur einen Bruchteil der während der Teamer-Schulung zur Verfügung stehenden Zeit einnehmen.

Umso wichtiger aber ist es, in einem ersten Schritt den Zuschnitt der neuen Unterrichtseinheit idealtypisch zu skizzieren.

1. Vom Reden über Geschichte

Schon unsere Muttersprache macht es uns nicht gerade leicht, klar und unmissverständlich über historisch-politische Ereignisse in Vergangenheit und Gegenwart zu sprechen. Denn das Wort „**Geschichte**“ meint im Deutschen dreierlei:

eine Geschichte, eine Erzählung, also eine – im Terminus der Kulturhistoriker und Sprachwissenschaftler – „**Narration**“. Dabei wäre zu vergegenwärtigen (auch in der

Teamer-Ausbildung), dass Narrationen nicht nur mündlich erzählte Geschichten sind, sondern auch schriftlich fixierte Texte. Weiterhin ist in einer Fülle von Forschungen deutlich geworden, dass auch Gebäude, Denkmäler, Kunstwerke, Landschaften oder andere Artefakte und Sachzeugnisse „Geschichten erzählen“ – deren zutreffende Deutung freilich immer historische Kenntnisse voraussetzt und deren politische wie ästhetische Bedeutung in pluralen, demokratischen Gesellschaften selten eindeutig und unumstritten ist.

- weiterhin **Formen gedeuteter Vergangenheit**, also im Alltagsverständnis Geschichte im engeren Sinne. Zentral ist die Formulierung „gedeutete Vergangenheit“, denn das, was schlicht vorbei ist und vergeht, bedeutet (uns) nichts. Erinnerung aber spricht dem Vergangenen Bedeutungen zu, ordnet länger zurückliegende Ereignisse und Entwicklungen nach den Wünschen und Bedürfnissen der Gegenwart und versucht auf diese Weise auch, das Bild einer wünschbaren Zukunft zu entwerfen.

Geschichte in diesem Sinne ist also ein hoch konstruktivistischer Prozess, in dem nicht nur kognitive Wissensbestände und bewusste Intentionen, sondern Emotionen, Befindlichkeiten, Wünsche, Visionen und Mythen⁷ eine eminent wichtige Rolle spielen. „Geschichte“ wird immer auch gefühlt, erlitten, bewundert, ersehnt, verdammt, verteufelt ... doch das meiste wird nach wie vor schnell vergessen.

- und schließlich die akademische Disziplin **„Geschichtswissenschaft“**. Wobei der Satz: „Ich habe von 1974 bis 1979 in Tübingen Geschichte studiert“ wenig erklärt. Die Disziplin existiert in höchst heterogenen zeitlichen, inhaltlichen und methodischen Facetten, Studiengängen und bolognesen „Modulen“. Im Übrigen studieren die meisten Geschichtsstudenten – nicht nur in Deutschland – fast ausschließlich die Geschichte ihrer eigenen Nation, wenn man nicht explizit „Internationale Geschichte“ oder „Europäische Geschichte“ belegt hat. Über andere Nationen erfahren die meisten in der Regel also herzlich wenig – das gilt sowohl für die „große Geschichte“ anderer Völker und Kulturen als auch für deren Alltagsgeschichte.

Vor diesem bereits umgangssprachlich komplizierten Hintergrund wäre es ein Ziel, die sprachliche und methodische Sensibilität von Teamern zu schulen und einige grundlegende Kenntnisse über begriffliche und methodische Standards der fachwissenschaftlichen Diskussion über Geschichte, Geschichtstheorie und Geschichtsdidaktik zu vermitteln.

Zentrale Ausgangspunkte sollten – in einem ersten Schritt – einige Kategorien⁸ sein, die sowohl in der Alltagskommunikation als auch im wissenschaftlichen Diskurs⁹ eine wesentliche Rolle spielen (und zu zahlreichen Missverständnissen einladen), nämlich:

- „Geschichtsbewusstsein“
- „Geschichtskultur“
- „Erinnerungskultur“
- „Geschichtspolitik“
- „Identität“

Nach einer klassischen Definition bezeichnet **„Geschichtsbewusstsein“** den inneren Zusammenhang von „Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive“ (Karl-Ernst Jeismann), ist also „Inbegriff der mentalen (emotionalen und kognitiven, unbewussten und bewussten) Operationen, durch die die Erfahrung von Zeit im Medium der Erinnerung zu Orientierungen der Lebenspraxis verarbeitet werden.“¹⁰

Zuerst einmal ist dieser Prozess eine höchst individuelle, von der persönlichen Lebenserfahrung und Lebenspraxis geprägte Form der Erinnerungsverarbeitung und Vergangenheitsrekonstruktion – doch laufen diese individuellen Erkenntnisprozesse nicht im, gesellschaftlich gesehen, luftleeren Raum ab. Schon – der heute eher selten zitierte – Karl Marx wusste: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.“¹¹

Nicht allein die Sprache, mit der wir über geschichtliche Dinge sprechen, ist uns vorgegeben, sondern auch historische Informationen aller Art, Mythen der Geschichte ebenso wie – gerade in der modernen Mediengesellschaft – eine Flut von Bildern des Geschichtlichen. Und zudem sind die soziopolitischen Umstände und aktuellen gruppenspezifischen Gegebenheiten, in denen wir über Geschichte sprechen und urteilen, oftmals nicht selbstbestimmt festgelegt worden, sondern bereits als Vorgegebenes vorhanden. In jeder Gesellschaft existieren außerdem Sprachregelungen, Erfordernisse politischer Korrektheit und schließlich auch Tabus, die Debatten und Diskurse über Geschichte maßgeblich präformieren. Schließlich prägt der soziale Ort des Redens über Geschichte (Familie, Freundeskreis, Seminargruppe, Schulklasse, Talk-Show) die Struktur, den Verlauf und die Intention des Diskurses.

Geschichtsbewusstsein im praktischen Lebenszusammenhang nennt man seit jüngerer Zeit **„Geschichtskultur“**, wobei auch zu diesem manchmal inflationär verwendeten Terminus eine Masse theoretischer und praxisorientierter Literatur existiert.¹²

Ohne sich in fachwissenschaftlichen Details und den entsprechenden akademischen Debatten zu verlieren, wäre es allein schon anregend und erhellend, einmal nachzufragen, was denn Pädagogen und Teilnehmern von Schulungen und Seminare zu diesem Terminus spontan einfällt und welche Objektbereiche sie dazu zählen. Besonders interessant dürfte dabei der interkulturelle Vergleich bzw. der Austausch unterschiedlicher gesellschaftlicher Praktiken in verschiedenen Ethnien und Nationen sein.

Ähnlich häufig wie man den Begriff „Geschichtskultur“ verwendet, nimmt man in privaten und öffentlichen Gesprächen den der **„Erinnerungskultur“**¹³ in den Mund. Damit zusammenhängende Termini (und zugleich definitorische und gesellschaftspolitische Problemfelder) sind „Erinnerungsort“¹⁴, „kollektives Gedächtnis“, „Erinnerungspolitik“¹⁵, „Vergangenheitspolitik“¹⁶ oder ganz allgemein **„Geschichtspolitik“**¹⁷.

Dabei hat es die Theorie der Erinnerungsorte eigentlich nicht mit echten Orten im Alltagsverständnis zu tun, sondern mit imaginären Orten im kollektiven Gedächtnis einer Nation.¹⁸ Allerdings steht der Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ selbst seit Jahrzehnten in der Diskussion. Angemerkt sei hier nur der – auch und gerade im seminaristischen Betrieb – wesentliche Hinweis, dass sich Individuen prinzipiell anders erinnern als soziale Kollektive.¹⁹ Insofern ist die Prägung „kollektives Gedächtnis“ eher eine Hilfskonstruktion, mit der Formen der gesellschaftlich organisierten und gesteuerten Erinnerung in den Blick genommen werden sollen. Dass die Forschung möglichst präzise, jedoch idealtypisch, innerhalb des „kollektiven Gedächtnisses“²⁰ zwischen einem lebensweltlich verankerten „kommunikativen“²¹ und einem gesellschaftlich formierten und überlieferten „kulturellen“ Gedächtnis unterscheidet, ist keine Wortklauberei. Dies verweist nämlich auf die Tatsache, dass es einen lebendigen Erinnerungsdiskurs der noch lebenden Zeitgenossen und eine kulturelle Überlieferung älterer Epochen und Ereignisse gibt, die in gesellschaftlich verwalteten Gedächtnisspeichern (Schule, Universität, Museum, Bibliothek, Archiv, Baudenkmale, Denkmäler, Kunstobjekte, Bilder, Filme) aufbewahrt werden. Im wirklichen Leben allerdings sind „kommunikatives“ und „kulturelles Gedächtnis“ aufeinander bezogen bzw. miteinander verschränkt.

Ebenso kompliziert und zu mancherlei Missverständnissen einladend wie die eben angedeuteten terminologischen Probleme ist die Begriffs- und Verwendungsgeschichte des Wortes

„Identität“, vor dessen „unheimlicher Konjunktur“ vor Jahren bereits der Historiker Lutz Niethammer warnte – und zugleich ein Panorama der wichtigsten theoretischen Ansätze zum Identitäts-Begriff anbot.²² Der alltägliche Verwendungszusammenhang dieses Wortes suggeriert eine inhaltliche Konstanz des Begriffs, die dessen ursprüngliche Entstehungsgeschichte abdunkelt. Man unterstellt vielfach, jeder habe eine (personale wie kulturelle) Identität, die er einmal ausbilde und dann lebenslang behalte. Dass der Begriff eigentlich aus der Pubertätspsychologie stammt und den ständigen Kampf um ein kohärentes Selbstbild von Jugendlichen bezeichnet, ist nur Spezialisten bewusst – ebenso wie die Tatsache, dass in verschiedenen Disziplinen unablässig darüber debattiert wird, wie Identitätszuschreibungen zustandekommen, wie sich dabei individuelle Lebenslagen mit historischen Konstellationen überlagern und ob man allen Ernstes von einer „kollektiven Identität“ überhaupt sprechen sollte oder nicht viel treffender von sozialen bzw. nationalen Habitusformen²³.

2. Vom Wissen um Geschichte

Was aber prägte einen solchen Habitus bei uns Deutschen aus, welche historischen Ereignisse und Prozesse längerer Dauer machten uns zu dem, was wir in unseren eigenen Augen oder denen Anderer sind? Wie entstand unser nationales Selbstbewusstsein, bei dem heute Nachdenklichkeit und die Fähigkeit zur Selbstkritik an erster Stelle unserer „nationalen Tugenden“ stehen dürften. Blindes und auftrumpfendes nationales Gebaren, ein expliziter, gar ausgrenzend-aggressiver Nationalismus sind heute eher eine Domäne der politischen Rechten, die sich allerdings nicht nur an den Rändern unserer Gesellschaft und politischen Kultur, sondern auch in deren Mitte finden. Unser zeitgenössisches deutsches Gedächtnis – gesetzt den Fall, so einen kollektiven Wissens- und Erinnerungsspeicher gibt es überhaupt – ist wohl eher ein verletztes, denn ein stolzes.²⁴

Schon das ist eine Tatsache, die im interkulturellen Dialog thematisiert und in vergleichender Perspektive analysiert werden sollte. Deutschland als Nationalstaat war für den Ausbruch zweier Weltkriege maßgeblich bzw. ausschließlich verantwortlich – und hat beide Kriege verloren. Dazu kommt die – wie man lange Zeit formulierte – „deutsche Schuld“, besser: die Verantwortung, für einen beispiellosen Vernichtungskrieg und Völkermord, der zwischen 1939 und 1945 nicht allein Deutschland, sondern viel mehr noch andere Nationen Europas und der Welt traumatisiert und politisch vollkommen verändert hat. Unsere hochkulturellen Bestände und „christlich-abendländischen“ Wertorientierungen haben den „Zivilisationsbruch“²⁵, für den die Chiffre „Auschwitz“ steht, nicht nur nicht verhindert, sondern sie hatten sich teilweise derart verformt, dass er ermöglicht wurde. Dies bleibt eine Signatur unserer jüngeren Nationalgeschichte und

begründet ein Selbstmisstrauen, das jedoch gerade im interkulturellen Dialog fruchtbar zu machen wäre.

Das eher verhaltene nationales Selbstgefühl der meisten Deutschen hat also mit der Präsenz der Erinnerung an die jüngsten Epochen der Nationalgeschichte im aktuellen Gedächtnis der Nation zu tun²⁶, vor allem aber mit der Selbstverständlichkeit²⁷, mit der inzwischen die mahnende Erinnerung an die Menschheitsverbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands Teil unserer nationalen Erinnerungskultur geworden sind. Der Weg dahin war lang, eher verwinkelt denn gradlinig, und von heftigen geschichts- und erinnerungspolitischen Kontroversen begleitet, die inzwischen gut aufgearbeitet worden sind.²⁸ Längst steht neben der breit erforschten ersten, realen Geschichte des Nationalsozialismus und des „Dritten Reiches“, deren „zweite Geschichte“²⁹, also die der Überwindung, Deutung und Erinnerung der NS-Herrschaft und des damals begangenen Unrechts.

Erst die Erlebnisse und Erfahrungen der „friedlichen Revolution“ 1989 haben unserem kollektiven Gedächtnis eine neue Facette hinzugefügt, auf die manche Deutsche mit Recht stolz sind und sein können. Ob aus nicht-deutscher Perspektive die Freude über 1989 das Entsetzen über 1933 bis 1945 aufwiegt, wäre allerdings eine genauere Erörterung wert.

All dies ist hier nicht zu wiederholen. Vielmehr soll gefragt werden, welche Ereignisse der deutschen Geschichte der letzten 80 Jahre, aber auch der länger zurückliegenden Zeitläufte, zumindest in Ansätzen in ein künftiges Geschichts-Curriculum für Teamer integriert werden müssen. Dabei ist schnell klar, dass sich die Vermittlung historischer Fakten der deutschen Geschichte weder auf die jüngste Vergangenheit noch auf die kollektive Naherinnerung beschränken darf. Geprägt haben unsere Gesellschaft und Kultur nämlich auch länger zurückliegende Ereignisse und Prozesse, die jedoch in ihrer aktuellen Bedeutung auch von vielen Deutschen nicht mehr erkannt und entsprechend gewertet werden.

Die deutsche Kultur und Gesellschaft sind **konfessionell gespalten** bzw. höchst heterogen. Wenn auch die Reformation und die anschließenden Glaubenskriege längst Geschichte sind, die unterschiedlichen konfessionellen Prägungen haben sich bis heute in unterschiedlicher Qualität erhalten. Ohne Grundkenntnisse der Religions- und Konfessionsgeschichte ist das Verständnis unserer Kultur und Gesellschaft kaum möglich.

Diese Bi- oder Multikonfessionalität zeichnet sich auch territorial ab und wird durch die föderale Struktur unseres Landes und unserer Kultur verstärkt. Idee und Wirklichkeit der „**föderalen**

Nation³⁰ war und ist eine – wenn nicht typische, dann wenigstens deutlich ausgeprägte – Eigenart unserer deutschen Geschichte und muss in ihrer Bedeutung auch vermittelt werden.

Die Deutschen haben sich zuerst als „**Kulturnation**“ entworfen bevor sie sich als Staatsnation konstituieren konnten. Im extrem territorialisierten, politisch getrennten und konfessionell wie kulturell diversen Deutschland des 18. Jahrhunderts konnten sich Gemeinsamkeiten nur durch die Teilhabe an einer spezifischen Form hochkultureller Praxis herstellen. Es waren folglich die Gebildeten und Intellektuellen (die sich freilich in Deutschland lange Zeit nicht gerne so nannten) die sich zuerst darüber Gedanken machten, was denn „des Deutschen“ Vaterland sein könne.³¹

Diese kulturnationale Fundierung einer gemeinsamen kulturellen Identität erklärt den bis heute virulenten exzeptionellen Stellenwert der (Selbst)-„Deutungsmuster“ Bildung und Kultur.³² Zudem existiert(e) in Deutschland eine ausgeprägte Neigung, sich mit Festen, Feiern³³ und Denkmälern³⁴ ein nationales Selbstbild und Selbstbewusstsein zu schaffen. Ähnliches ist zwar auch für andere Nationalstaaten und deren Herausbildung konstitutiv, doch erstaunt in unserer Kultur die Breite und Kontinuität solch kultureller Selbstvergewisserungsstrategien. In diesem Zusammenhang ist die Rolle politischer Mythen bei der „Erfindung der Nation“³⁵ gerade in Deutschland besonders zu betonen.³⁶

Es gehörte im späten 18. und langen 19. Jahrhundert zum Selbstbild vieler Deutscher, einer „**verspäteten Nation**“³⁷ anzugehören, also einem soziopolitischen Kollektiv, das bestimmte Vergesellschaftungsformen später, nachgeholt und eben deshalb auch schneller zu vollziehen hätte als manche der europäischen Nachbarn, vor allem die mal bewunderten, mal geschmähten – immer aber auch nachgeahmten – Engländer und Franzosen.

Diese Verspätung sowie die Konstituierung der Nation in Gegnerschaft zu äußeren (Franzosen, Engländer, der „Westen“, die „Zivilisation“) und inneren Feinden („Juden“, Sozialisten, im Kaiserreich auch Katholiken) führte nach 1871 bei vielen Deutschen zur Verhärtung nationaler Positionen sowie zur Überkompensation eingebildeter Verspätung und Unterlegenheit durch ein auftrumpfendes nationales Selbstwertgefühl. Dies zählt zur nationalen Vorgeschichte des radikalen Nationalismus der wilhelminischen Völkischen³⁸ und auch noch der Nationalsozialisten.

Seit 1989 sind wir wie eine **wiedervereinigte Nation**. Dies hat nicht nur gravierende politische, soziale oder ökonomische Folgen, sondern ebenfalls kulturelle und prägt das aktuelle Selbstbild

vieler Deutscher – schließlich auch das der sogenannten „neuen Bundesrepublik“ insgesamt – in spezifischer Weise.

Hatte einst die alte Bundesrepublik die Loyalität ihrer Bürger überwiegend durch ein eingelöstes Wohlstandsversprechen, Idee und Praxis des Sozialstaates³⁹ und einen dauerhaften Frieden mit den Nachbarn gesichert; die DDR hingegen durch den Versuch, den erwirtschafteten Wohlstand möglichst gerecht zu verteilen, die Grundversorgung der Bevölkerung zu sichern und geschichtspolitisch ihren Bürgern ein antifaschistisch-sozialistisches Selbstverständnis anzudienen, so ist zu fragen, welche Loyalitätsbindungen heute greifen. Der antinationalsozialistische Grundkonsens allein, den es auch in der alten Bundesrepublik gab, wird kaum weit genug reichen. Der Sozial- und Wohlfahrtsstaat alter Ordnung befindet sich augenscheinlich im Umbau – manche meinen gar im Untergang – und die neue Bundesrepublik beginnt, eine andere weltpolitische Rolle zu spielen als die alte. Die Freude über die Wiedervereinigung hat sich bei vielen Zeitgenossen längst verflüchtigt⁴⁰ – was eigentlich zu bedauern ist, denn die „friedliche Revolution“ war Gewinn und Chance zugleich zum gesellschaftlichen Neuanfang.

In unserem Kontext wesentlich aber wäre etwas anderes. Bemerkenswerterweise hat die „Wende“ nicht nur einen nüchternen, sachlichen und kritischen Blick auf die DDR-Geschichte ermöglicht, die seit 1989 in einem Boom neuer Forschungen transparent gemacht worden ist. Auch der Blick auf den Nationalsozialismus hat sich verändert, da nun beide einst getrennten deutschen Staaten und Gesellschaften⁴¹ gemeinsam auf Epochen zurückblicken, die sie in Erfahrung und Erinnerung teilen.⁴² Die kritische Aufarbeitung der „Konsens-Diktatur“⁴³ DDR hat überdies auch neue Perspektiven auf den „Volksstaat“⁴⁴ des „Dritten Reiches“ eröffnet. Fragen über Anpassung, Widerstand, Kollaboration und Täterschaft⁴⁵ buchstabieren sich nun im Blick auf das gesamte „Jahrhundert der Deutschen“ anders als vor 1989. Zudem ist in der Diskussion, welche der deutschen Epochen im 20. Jahrhundert, welche der „beiden deutschen Diktaturen“⁴⁶ (wie man oft verkürzt sagt) im kollektiven Gedächtnis der neuen Bundesrepublik an erster Stelle stehen sollte.⁴⁷

3. Vom Deuten der Geschichte

Versteht man – wie eingangs akzentuiert – Geschichte als gedeutete Vergangenheit, dann stellt sich die Frage nach den Deutungsmustern und den Zugängen gewissermaßen von selbst. Damit ist nicht gemeint, dass letztlich jedes Individuum seinen spezifischen Zugang zur Vergangenheit sucht (und manchmal auch findet), denn schließlich lebt jeder auch auf seine Weise in der Gegenwart und hofft auf die Zukunft. Hier soll es hingegen um überindividuelle,

operationalisierbare, wissenschaftlich entwickelte und kontrollierte Wege gehen, auf denen man in die Vergangenheit gelangt.

Aus der Vielzahl solcher Möglichkeiten, sich der Geschichte und den alten Geschichten anzunähern, seien drei besonders hervorgehoben, zumal vermutet werden kann, dass diese in der pädagogischen Arbeit mit jüngeren Menschen sowie im interkulturellen Dialog bei den Teilnehmenden auf besonderes Interesse stoßen: der Zugang über die **Generationen-** und **Geschlechtergeschichte** sowie der über das **Familiengedächtnis**.

Über **Generationen** zu sprechen, diese wahr und ernst zunehmen sowie den spezifischen Blick unterschiedlicher Generationen und Alterskohorten für die Erkenntnis von historischen Prozessen fruchtbar zu machen, ist in den Sozial- und Geisteswissenschaften ein relativ neuer Ansatz. Junge und ältere Leute mit unterschiedlichen Lebenshaltungen und Weltsichten hat es in allen Kulturen gegeben. Dass aber zeitgleich in ein und derselben Gesellschaft verschiedene Generationen nebeneinander existieren und eigene, manchmal oppositionell gegeneinander ausgerichtete Wert- und Lebenssphären ausbilden, ist ein Phänomen der Moderne – in Deutschland eine neue Facette in der Bewusstseins-Geschichte des Kaiserreichs von 1871. Die massenhafte Existenz junger Leute (die damalige Gesellschaft war die bis dahin jüngste in Deutschland) generierte einen regelrechten Kult um die Jugend, die Jugendbewegung und die neuen Jugendkulturen – und schließlich wurde die Wissenschaft aufmerksam auf die junge Generation, deren Potentiale und Gefährdungen. Zugleich ändert sich das Bild des Alters und des Älterwerdens. Die Sozialwissenschaft der Weimarer Republik nahm die Generationsschichtung als methodisches Instrumentarium ernst⁴⁸ und inzwischen denken auch Historiker selbstverständlich über einen generationsspezifischen Zugang zur Vergangenheit nach.⁴⁹

Das Frauen und Männer, Mädchen und Jungen je spezifische Erfahrungen mit Geschichte machen und auch perspektivisch anders über Geschichte reden und urteilen, mag im Alltagsverständnis trivial erscheinen – ist also oftmals so selbstverständlich, dass man dabei vergisst, wie wichtig es ist, sich die Perspektivik der **Geschlechter** beim Betrachten der Vergangenheit bewusst zu machen. Frauengeschichte, Geschlechterforschung und Gender-Studies tun dies weltweit seit nunmehr über 40 Jahren.⁵⁰ Was Forscherinnen und Forschern selbstverständlich scheint, ist vielfach jedoch im sogenannten Laien-Diskurs noch gar nicht angekommen. Denn wem gleiche Rechte für Frauen oder deren politische Partizipation selbstverständlich erscheinen (wobei hier noch viel zu tun ist), der muss nicht unbedingt so

sensibel sein, geschlechterspezifische Perspektiven auch in anderen Bereichen gelten zu lassen bzw. einzunehmen.

Im pädagogischen Feld kann es allerdings höchst erhellend sein, bestimmte Geschichten mal von Frauen, mal von Männern erzählen zu lassen. Was das für zeitgeschichtliche Perspektiven der deutschen Geschichte im 20. und frühen 21. Jahrhundert bedeutet, kann man – nach einem minimalen Fakten-Input – von KursteilnehmerInnen einmal durchspielen lassen. Teamer sollten befähigt werden (wenn sie es denn noch nicht sind) dazu anzuregen und anzuleiten.

Generationen- und Geschlechtergeschichte (sowie der hier nicht eigens erwähnte Zugang zur Historie über die Körpergeschichte) berühren sich im Feld des Familiengedächtnisses auf besondere Weise. **Familien** sind in der Tat diejenigen sozialen Orte, in denen Kinder, Jugendliche, aber auch mancher Erwachsener erstmals intensiver mit Geschichte in Form erzählter Geschichten in Berührung kommen. Bei der „gemeinsamen Verfertigung der Vergangenheit im Gespräch“⁵¹ erhält diese Strukturen und Bedeutungen, die allein der Realgeschichte oder der Sprache der Quellen nicht abzugewinnen wären – bis hin zur Verfälschung historischer Wahrheit in familiär verarbeiteter und gefühlter Geschichte. Doch es wäre zu einfach, nur zwischen der Wahrheit und der Verfälschung von Geschichte zu unterscheiden – im Familiengedächtnis bzw. dem familialen Kommunizieren über die Vergangenheit lassen sich deren mögliche Deutungen, alternative Lesarten, vor allem aber die in jeder Generation unterschiedlichen emotionalen Zugänge zur Geschichte zum Sprechen bringen und für Erkenntnis fruchtbar machen.

Jüngeren Leute fällt es zudem manchmal leichter sich auf Geschichte einzulassen, wenn man ihnen etwa verdeutlicht, dass die DDR (bzw. die alte BRD) das Land der Jugend ihrer Eltern war, dass die Großeltern den letzten Weltkrieg überlebt haben und der Bruder des Urgroßvaters den Ersten nicht. Der nachvollziehbare Zeithorizont, über den Jugendliche oder junge Erwachsenen vergleichsweise selbstverständlich verfügen, deckt sich oftmals mit den Lebensdaten der noch lebenden Mitglieder der eigenen Familie. Dies könnte ein Einfallstor für anregende Debatten und ein günstig gelegener Zugang in die Katakomben der Vergangenheit sein – auch und gerade in interkulturellen Begegnungen. Denn „Familie“ spielt in anderen als der deutschen Kultur manchmal eine noch bedeutendere Rolle als bei uns. Und das affiziert auch den Umgang mit dem Familiengedächtnis.

Wem jedoch die Zugänge über Geschlecht, Generation und Familie zu schwierig erscheinen und der Weg durch methodisch-fachwissenschaftliche Diskurse zu mühsam, dem wäre das Angebot

zu machen, vergangene Epochen mit bestimmten **Schlüsselwörtern** aus der Umgangssprache aufzuschließen.

Die erste Zeile der heutigen deutschen Nationalhymne etwa enthält bereits drei Begriffe, nach denen man Ereignisse und Prozesse der Vergangenheit durchforsten und mit denen man sie ordnen könnte: „Einigkeit“ und „Recht“ und „Freiheit“. Auch die Dichotomie von „Widerstand“ und „Anpassung“ könnte (auch wenn gelebtes Leben in solchen einfachen Gegensätzen selten aufgeht) einen gedanklichen Zugang zur deutschen Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert bahnen, wobei „Anpassung“ auch in nicht-diktatorischen Verhältnissen ein wesentliches Thema ist. Andere Begriffspaare könnten sein „Evolution“ und „Revolution“, „Fortschritt“ und „Beharrung“, „Träume“ und „Tatsachen“ oder schließlich „Utopie“ und „Status quo“.

Die Begriffsmatrix „Feindbilder“, „Vorbilder“, „Fremde“ schließlich wäre in der Lage, Gegenwart und Vergangenheit auf wiederum ganz andere Weise aufzuschließen und zum Sprechen zu bringen – zumal bis heute oftmals (und bedauerlicherweise) Zugehörigkeiten und Identitäten über Freund-Feind-Stereotypen und die Kategorien „eigen“/„fremd“ gedanklich wie emotional aufgebaut und organisiert werden.

In multikulturellen Gesellschaften wie der unseren oder bei Menschen mit sogenanntem „Migrationshintergrund“ dürften die Worte „Herkunft“ und „Heimat“ einen besonderen Klang und lebenspraktischen Bezug besitzen. Das Wissen um und die Suche nach dem eigenen Herkommen, das Gefühl für oder der Verlust von Heimat treiben bis heute zahlreiche Menschen um und lassen vor allem die Geschichte des 20. Jahrhunderts als dem Saeculum der Nationalstaatsgründungen, Umsiedelungen, Vertreibungen sowie der europäischen wie globalen Arbeitsmigration in einem spezifischen Licht erscheinen.

Lohnend im pädagogischen Arbeiten wäre die Frage, in welcher Geschichte sich junge Menschen „zu Hause“ fühlen, womit sie sich identifizieren können und mit welchen Geschichten sie ihre Zugehörigkeit zu Familie, Ethnie, Religion und Nation beglaubigen.

Wer nach Bruchlinien im Zusammenleben von Menschen, Gesellschaften und Kulturen fragt oder andere fragen lässt – und es ist ein Spezifikum unserer deutschen Erinnerungskultur, gerade das zu tun – sollte die **Glücksmomente** der Geschichte nicht unterschlagen. Einmal die in Texten, Bildern, Filmen oder der bildenden Kunst festgehaltenen Erfahrungen gelungenen Lebens in geglückter Geschichte von Menschen vergangener Epochen, zum anderen aber die im Geschichtsverlauf selbst (mit)erlebten oder die im rückwärtsgewandten Blick auf Geschichte (nach)empfundenen. Für ältere deutsche Generationen war 1945⁵² so ein Glücksmoment –

wiewohl andere jenen Mai als „Zusammenbruch“ und nicht als „Befreiung“ erlebte. Die Jüngeren unter uns denken vermutlich an die „friedliche Revolution“ im Glücksjahr 1989, an Mauerfall und „Wende“.

Von den Glücksmomenten ist es nicht weit zu den **Träumen**. Einer davon heißt: **Europa**.

Wenn man europäische Zugehörigkeiten nicht allein an der Mitgliedschaft in der EU oder die Teilhabe am Europäischen Währungsfond misst, wirft der Begriff „Europa“⁵³ allerdings mehr Fragen auf als er die historische Wirklichkeit klar beleuchtet. Europa war lange Jahrhunderte ein Mythos⁵⁴, Albtraum wie Traum, Vision⁵⁵ und utopisches Korrektiv einer historischen Wirklichkeit⁵⁶, in der sich die Völker und Staaten auf dem westlichen Zipfelchen der eurasischen Landmasse oft kriegerisch, mal auch friedlich, begegneten. Europa – Lebensraum, Schlachtfeld und Friedhof zugleich – lebte immer von seiner Imagination, von der Sehnsucht der auf unserem Kontinent lebenden Menschen nach friedlichen Nachbarschaftsbeziehungen, innerem Gleichgewicht und sozialer Gerechtigkeit. Wir Deutsche dürfen den Traum seit 1945 in Frieden weiterträumen – und die Wirklichkeit der Europäischen Union an führender Stelle mitgestalten – andere Europäer erlebten schmerzhaft Transformationen ihrer Staaten und Gesellschaften oder erneute Bürgerkriege. Die einen fühlen sich schon als Europäer, gar als „Mitteleuropäer“⁵⁷, die anderen möchten dazugehören (Türkei) und wieder andere bekommen gesagt, dass sie nicht dabei sind (Ukraine)⁵⁸.

Ein nach Osten hin geographisch und kulturell offener Kontinent bleibt auch künftig auf der Suche nach seinen sinnvollen Grenzen und einer gemeinsamen kulturellen Identität⁵⁹, die allerdings gerade aus den kulturellen Mannigfaltigkeiten Europas und seiner Nationen ihre Leuchtkraft gewinnt.

Gewinn durch Differenz(ierung) – dies Motto könnte auch über allen Versuchen stehen, im interkulturellen und internationalen Dialog Geschichte zum Sprechen zu bringen. Welche Themen dabei besonderes reizvoll sein könnten und wie man folglich in der Ausbildung der Ausbilder neue Unterrichtsmodule und Curricula modellieren müsste, wurde hier versucht zu skizzieren. Erste Modellseminare müssen zeigen, ob diese Spuren auf Wege führen, die zum Ziel führen. Das aber heißt, Wissen und Sensibilität für historische Prozesse zu entwickeln und zu vermitteln, die „die Deutschen“ zu dem haben werden lassen, was sie aktuell sind, wofür sie sich halten und wie sie gesehen werden.

Das letzte Wort habe ein sehr deutscher Philosoph, der sich als „Arzt der Kultur“ fühlte und zeitlebens ein großer Kritiker deutscher Nationalkultur und ihrer imperialen wie philisterhaften

Copyright: Dr. Justus H. Ulbricht
Herkulesstraße 21, 01277 DRESDEN
jhujena@t-online.de

Züge gewesen ist: Friedrich Nietzsche: „Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage ‚was ist deutsch‘ niemals ausstirbt.“

Anmerkungen

Die folgenden Anmerkungen haben nicht die Absicht, den Leser zu verschrecken noch die Belesenheit des Verfassers zu dokumentieren.

Nach dessen Meinung jedoch sind die zitierten Titel bzw. die dort aufgearbeiteten Überlegungen, Forschungsergebnisse und Primärquellen geeignete Ausgangspunkte, präzise Unterrichtseinheiten für Teamer und Teilnehmer interkultureller und internationaler Jugendseminar zu entwickeln.

¹ Klaus Stierstorfer (Hrsg.): Deutschlandbilder im Spiegel anderer Nationen. Reinbek 2003.

² Hilfreich für die pädagogische Arbeit und einen schnellen Zugriff auf die deutsche Geschichte ist das lexikalisch aufgemachte Buch von Helmut M. Müller: Schlaglichter der deutschen Geschichte. Bonn 2007.

³ Zu dieser immer wieder gerne aufgeworfenen und vollkommen unterschiedlich beantworteten Frage existieren – mindestens – vier empfehlenswerte Publikationen, die sich abschnitt- oder kapitelweise auch in der Teamer-Ausbildung bzw. in interkulturellen Projekten selbst nutzen ließen: Hermann Bausinger: Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? München 2000; Friedrich Dieckmann: Was ist deutsch? Eine Nationalerkundung. Frankfurt/M. 2003; Hans-Dieter Gelfert: Was ist deutsch? Wie die Deutschen wurden, was sie sind. München 2005; Was ist deutsch? Aspekte zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation. Nürnberg 2006 [mit knappen Texten und zahlreichen Bildern]; Alexander Demandt: Über die Deutschen. Eine kleine Kulturgeschichte. Bonn 2008.

⁴ Die Literatur über den Umgang der Deutschen mit ihrer (jüngsten) Vergangenheit, insbesondere mit der Geschichte des Nationalsozialismus, ist von einem einzelnen – ob Pädagoge oder Fachhistoriker – längst nicht mehr zu überschauen. Zu kontroversen Debatten und kritischen Nachfragen anregend sind in jedem Falle aber: Aleida Assmann, Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart 1999; Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Bonn 2007.

⁵ Diese gehen zurück auf Überlegungen des Verfassers sowie die Gespräche während eines Workshops „Fit für Zeitgeschichte“, der am 21. und 22. Juni 2010 in der Europäischen Jugendbildungs- und -begegnungsstätte Weimar stattgefunden hat. Teilnehmer waren Praktiker und Organisatoren außerschulischer Jugendbildung. Oliver Schmitz von transfer e. V. Köln ist für das ausführliche Protokoll zu danken.

⁶ Folglich repräsentieren die Literaturhinweise auch nur einen Bruchteil der einschlägigen Literatur zu den relevanten Themen. Doch gehorchen die Hinweise der Idee des Verfassers, möglichst knappe, hilfreiche, anregende und in Unterricht wie Schulung gut operationalisierbare Texte weiter zu empfehlen, die der Verf. selbst schon öfter verwendet hat.

⁷ Vgl. in europäischer Perspektive Monika Flacke (Hrsg.): Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama. Berlin 1998; dies. (Hrsg.): Mythen der Nationen: 1945 Arena der Erinnerungen. Zwei Bände. Berlin 2004; anregend auch Christian Graf von Krockow: Von deutschen Mythen. Rückblick und Ausblick. München 1997 (Neuauflage).

⁸ Äußerst hilfreich ist das Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe-. Hrsg. v. Stefan Jordan. Stuttgart 2002.

⁹ Praktisch für die persönliche Orientierung wie die Arbeit im Unterricht ist Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbek 2001.

¹⁰ Vgl. Jörn Rüsen: Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden. Schwalbach 2008 (2. überarbeitete Auflage), S. 14. Rüsen's Buch, dem jahrzehntelange Forschungen und Praxiserfahrungen des Autors im Feld der akademischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik vorausgehen, enthält in wohl knappster Form die grundlegenden Überlegungen zum Thema und eine Fülle weiterführender Literatur. Vgl. dort (S. 11–80) insbesondere den Abschnitt „Was ist Geschichtsbewusstsein? Theoretische Überlegungen und heuristische Hinweise“.

¹¹ Karl Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: ders., Friedrich Engels: Ausgewählte Werke in zwei Bänden. Berlin [DDR] 1976, Band I, S. 226–316, Zitat S. 226.

¹² Zur ersten Orientierung hilfreich ist wiederum Jörn Rüsen: Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken. In: ders.: Historische Orientierung [Anm. 9], S. 233–284; ders.: Auf dem Wege zur Pragmatik einer Geschichtskultur. In: ders.: Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen. Mit einem Beitrag von Ingetraud Rüsen. Schwalbach 2008 (2. überarbeitete u. erweiterte Auflage), S. 131–143. – Im Lexikon von Pethes/Ruchatz [vgl. Anm. 7] kommt das Stichwort „Geschichtskultur“ noch gar nicht vor!

¹³ Jüngster Versuch in weitgreifender historischer Perspektive, die den Bogen von der Antike bis in die Gegenwart schlägt, ist Christian Meier: Der Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit. Bonn 2010. Im Blick auf interkulturelle Vergleiche anregend ist Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer, Wolfgang Schwentker (Hrsg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt/M. 2003; vgl. auch den Themenschwerpunkt „Tabu und Kontroverse in europäischer Perspektive“ im Band von Martin Sabrow, Ralph Jessen, Klaus Große Kracht (Hrsg.): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Grosse Kontroversen seit 1945. München 2003, S. 264–367 [Beiträge zu Frankreich, Polen, Schweiz, Österreich, Spanien]; sowie den interdisziplinär und international angelegten Sammelband von Volkhard

Knigge, Norbert Frei (Hrsg.): *Verbrecher erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord.* München 2002.

¹⁴ Inzwischen existieren in verschiedenen europäischen Nationen Standardwerke zu den jeweiligen nationalen „Erinnerungsorten“. Der deutsche „Klassiker“ stammt von Etienne Francois, Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte I–III.* München 2001. Eine Auswahl erschien in einem Band 2005 bei der Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn. Anregend auch Constanze Carcenac-Lecomte u. a. (Hrsg.): *Steinbruch. Deutsche Erinnerungsorte.* Frankfurt/M. u. a. 2000. – Eine aktuelle und gebotene Fortschreibung dieser ersten Bestandsaufnahmen stammt von Martin Sabrow (Hrsg.): *Erinnerungsorte der DDR.* München 2009.

¹⁵ Peter Reichel: *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit.* München 1995.

¹⁶ Für den westdeutschen Fall vgl. Norbert Frei: *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit.* München 1996.

¹⁷ Edgar Wolfrum. *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Wege zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990.* Darmstadt 1999. – Einschlägig für unseren Zusammenhang ist ebenfalls Harald Welzer (Hrsg.): *Der Krieg der Erinnerungen. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis.* Frankfurt/M. 2007.

¹⁸ Zum grundlegenden methodischen Setting der Erinnerungsort-Theorie s. Pierre Nora: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis.* Berlin 1990; Noras Ansatz wurde für den deutschen Fall modifiziert, dazu Francois/Schulze [Anm. 13], Band I, S. 9–24.

¹⁹ Vgl. dazu die theoretischen und empirischen Beiträge in Jürgen Straub (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte (Erinnerung, Geschichte, Identität 1).* Frankfurt/M. 1998.

²⁰ Hinweise bei Jan Assmann: *Kollektives und kulturelles Gedächtnis. Zur Phänomenologie und Funktion von Gegenerinnerung.* In: Ulrich Borsdorf, Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.): *Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum.* Frankfurt/M., New York 1999, S. 13–32.

²¹ Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung.* München 2005.

²² Lutz Niethammer: *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur.* Reinbek 2000. Niethammers Buch lässt sich kapitelweise lesen und kann im guten Sinne selektiv in pädagogischen Prozessen eingesetzt werden. Weitere wichtige Hinweise bei Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hrsg.): *Identitäten (Erinnerung, Geschichte, Identität 3).* Frankfurt/M. 1999; sehr anregend ist darin Heidrun Friese. *Identität: Begehren, Name und Differenz* [S. 24–43].

²³ Reinhard Blomert, Helmut Kuzmics, Annette Treibel (Hrsg.): *Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus.* Frankfurt/M. 1993.

²⁴ Anregungen dazu bei Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow (Hrsg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt.* Frankfurt/M., New York 2002.

²⁵ Dan Diner (Hrsg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz.* Frankfurt/M. 1988.

²⁶ Ein Großteil der bisher zitierten Literatur über Erinnerungskultur, Geschichtskultur und kulturelle Identität in Deutschland weist ebenfalls mal implizit, mal explizit, einen Bezug zur Geschichte des Nationalsozialismus auf.

²⁷ Diese Selbstverständlichkeit ist kein Allgemeingut europäischer Nationen und der kontinentalen Geschichtskultur.

²⁸ Knapper Überblick bei Peter Steinbach: *Die publizistischen Kontroversen – eine Vergangenheit, die nicht vergeht.* In: Peter Reichel, Harald Schmid, ders. (Hrsg.): *Der Nationalsozialismus – Die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung.* Bonn 2009, S. 127–174. – Im Einzelnen vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit“.* München 1988; „Historikerstreit“. *Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung.* München, Zürich 1987; Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust.* Hamburg 1996 (3. Auflage); Hans-Günther Thiele (Hrsg.): *Die Wehrmachtausstellung. Dokumentation einer Kontroverse.* Bonn 1997; Johannes, Heil, Rainer Erb (Hrsg.): *Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen.* Frankfurt/M. 1998; Frank Schirrmacher: *Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation.* Frankfurt/M. 1999; *Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“.* Eine Dokumentation. Hrsg. v. Ute Heimrod, Günter Schlusche, Horst Seferens. Berlin 1999. – In sämtlichen der hier angeführten Bücher findet sich eine Fülle geeigneter Quellen und prägnanter Aufsätze, die sich für einen Einsatz im pädagogischen Feld anbieten.

²⁹ Vgl. Anm. 24.

³⁰ Albert Funk: *Föderalismus in Deutschland. Vom Fürstenbund zur Bundesrepublik.* Bonn 2010.

³¹ Bernhard Giesen, Kay Junge: *Vom Patriotismus zum Nationalismus. Zur Evolution der „Deutschen Kulturnation“.* In: Bernhard Giesen: *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit.* Frankfurt/M. 1991, S. 255–303; Bernhard Giesen, Kay Junge, Christian Kritschgau: *Vom Patriotismus zum völkischen Denken: Intellektuelle als Konstrukteure der deutschen Identität.* In: Helmut Berding (Hrsg.): *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 2.* Frankfurt/M. 1994, S. 345–393; Bernhard Giesen: *Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit.* Frankfurt/M. 1993; ders.: *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation 2.* Frankfurt/M. 1999.

- ³² Vgl. Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt/M. 1994 (2. Auflage).
- ³³ Aus der auch hier uferlosen Forschung seien zwei ältere Werke mit kurzen, prägnanten Artikeln genannt: Reinhold Grimm, Jost Hermand (Hrsg.): Deutsche Feiern. Wiesbaden 1977; Dieter Düding, Peter Friedemann, Paul Münch (Hrsg.): Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg. Reinbek 1988.
- ³⁴ Vgl. Ulrich Schlie: Die Nation erinnert sich. Die Denkmäler der Deutschen. München 2002.
- ³⁵ So ein Klassiker der konstruktivistischen Nationalismus-Forschung; vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/M., New York 1988.
- ³⁶ Um nur die populärsten zu nennen: Herfried Münkler, Wolfgang Storch: Siegfrieden. Politik mit einem deutschen Mythos. Berlin 1988; Joachim Heinze, Anneliese Waldschmidt (Hrsg.): Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Albtraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1991; Andreas Dörner: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermann-Mythos: Zur Entstehung des Nationalbewußtseins der Deutschen. Reinbek 1996; Ingo Wiwiorra: Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumforschung des 19. Jahrhunderts. Darmstadt 2006. Umfassend nun Herfried Münkler: Die Deutschen und ihre Mythen. Berlin 2009.
- ³⁷ Der emigrierte Sozialwissenschaftler und Philosoph Hellmuth Plessner versuchte dies schon um 1935 erstmals zu verstehen; vgl. ders.: Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes. Frankfurt/M. 1974.
- ³⁸ Peter Walkenhorst: Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914. Göttingen 2007.
- ³⁹ In den Deutschen Erinnerungsorten [vgl. Anm. 13], Band II, S. 434–449 und S. 485–501 finden sich Artikel über „Die D-Mark“ bzw. den „Sozialstaat“.
- ⁴⁰ Eine gute Diskussionsgrundlage für eine Debatte über Gewinn und Verlust der Wiedervereinigung sind die Beiträge in Hannes Bahrman, Christoph Links (Hrsg.): Am Ziel vorbei. Die deutsche Einheit – eine Zwischenbilanz.
- ⁴¹ Christoph Kleßmann: Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955–1970. Bonn 1997 (2. überarbeitete Auflage).
- ⁴² Neben einer inzwischen uferlosen DDR-Forschung (die es in Ansätzen freilich in der alten Bundesrepublik schon vor 1989 gegeben hat) erfuhr auch die vergleichende Diktaturforschung einen Aufschwung – mit den entsprechenden Verwerfungen in den öffentlichen Debatten über Schuld, Mitverantwortung, Mitläufertum, Anpassung, Widerstand....
- ⁴³ Ein inzwischen gebräuchlicher, im öffentlichen Diskurs aber immer wieder umstrittener Begriff. Zum Thema vgl. Stefan Wolle: Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989. Bonn 1999 (2. Auflage).
- ⁴⁴ Götz Aly: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt/M. 2005. Alys provokantes Buch hat unter Historikern eine Debatte ausgelöst, deren publizistischer Ertrag inzwischen Bände füllt.
- ⁴⁵ Zur DDR s. die Darstellung von Ehrhardt Neubert: Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989. Bonn 1997; und den Textband mit persönlichen Zeugnissen von Roman Grafe (Hrsg.): Anpassen oder Widerstehen in der DDR. Bonn 2010 [zuerst München 2009].
- ⁴⁶ Günther Heydemann, Heinrich Oberreuter (Hrsg.): Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen. Institutionen und Verhaltensweisen. Bonn 2003. – Vergleichende Diktaturforschung ist inzwischen ein weites und heißes Feld der aktuellen zeitgeschichtlichen Forschung.
- ⁴⁷ Wichtige Hinweise zu aktuellen Trends der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur bei Martin Sabrow u. a. (Hrsg.): Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte. Bonn 2007.
- ⁴⁸ Ulrike Jureit: Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg 2005; dies.: Generationenforschung. Göttingen 2006 [eine knappe Einführung ins Problem!].
- ⁴⁹ Für unser Feld einschlägig und anregend: Jürgen Reulecke (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. München 2003. Als Schlüssel-Studie zum „Dritten Reich“ s. Michael Wildt: Die Generation der Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. Hamburg 2003 (4. erweiterte, durchgesehene Auflage).
- ⁵⁰ Als Orientierung im Wust der Forschung(en) s. Hans Medick, Anne-Charlott Trepp (Hrsg.): Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven. Göttingen 1998; Rebekka Habermas: Frauen- und Geschlechtergeschichte. In: Joachim Eibach, Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2002, S. 231–245; Claudia Opitz-Belakhal: Geschlechtergeschichte. Frankfurt am Main, New York 2010.
- ⁵¹ Vgl. das Kapitel „Familiengedächtnis. Über die gemeinsame Verfertigung der Vergangenheit im Gespräch“ in: Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschugnall (Hrsg.): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt/M. 2002. – Dies Buch sollte eigentlich Pflichtlektüre in allen Schulen werden; dann würde man nicht nur den Nationalsozialismus, sondern auch unsere Art, mit dessen Geschichte umzugehen, besser verstehen.
- ⁵² Wobei „1945“ auch für die Erinnerung an das gesamte „Dritte Reich“ stehen kann; anregend dazu Norbert Frei: 1945 und wir. Die Gegenwart der Vergangenheit. In: ders.: 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der

Deutschen. München 2005, S. 7–22.

⁵³ Adolf Muschg: Was ist europäisch? Bonn 2005.

⁵⁴ Almut-Barbara Renger (Hrsg.): Mythos Europa. Texte von Ovid bis Heiner Müller. Leipzig 2003; Paul Michael Lützeler (Hrsg.): Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart. München, Zürich 1992.

⁵⁵ Ute Frevert: Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M. 2003.

⁵⁶ Immer noch anregend ist Richard Münch: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft. Frankfurt/M. 1993; vgl. auch Ulrich Beck, Edgar Grande: Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne. Frankfurt/M. 2004.

⁵⁷ Auch dies ein Wort mit einer langen Begriffs- und Konfliktgeschichte; dazu Steffen Höhne: Rückkehr nach Europa. Alte und neue Mitteleuropadiskurse. In: Kathrin Pöge-Alder, Christel Köhle-Hezinger (Hrsg.): Europas Mitte – Mitte Europas. Europa als kulturelle Konstruktion. Jena 2008, S. 76–97; Justus H. Ulbricht: Wer die Mitte sucht, muss über die Ränder sprechen. Skeptische Fragen nach dem Kern europäischer Identität. In: ebenda, S. 56–75.

⁵⁸ Steffen Höhne, Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Wo liegt die Ukraine? Standortbestimmungen einer europäischen Kultur. Köln, Weimar, Wien 2009.

⁵⁹ Dazu aus der Fülle der Literatur: Europa (er)finden. Kulturelle Identitäten in Europa. Dokumentation einer Tagung. Hrsg. v. Justus H. Ulbricht. Erfurt 2006; Volker Caysa, Bartłomiej Kozera, Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Kultur – Nation – Europa. Nationalkulturelle Identitäten auf einem imaginären Kontinent. Frankfurt/M. u. a. 2008. – Aus der älteren Literatur vor allem Reinhold Viehoff, Rien T. Seegers (Hrsg.): Kultur . Identität. Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion. Frankfurt/M. 1999; Thomas Meyer: Die Identität Europas. Der EU eine Seele? Frankfurt/M. 2004.

Stand: 13. Januar 2011, 18.25 h
Dr. Justus H. Ulbricht, Dresden